

## Kleine Musterung einer Literatur der Grenze

Wer in der saarländischen, lothringischen und elsässischen Literatur nach Spiegelungen des Themas „Deutsch-französische Grenze“ sucht, wird unschwer fündig. Auch wenn wir uns um der Konzentration der Ergebnisse willen auf die Zeit seit dem Krieg von 1870/71 beschränken, finden sich Hunderte von deutschen wie französischen Büchern mit entsprechender Problemstellung, darunter auch einige von Literaten, die nur kurzfristig hier weilten. Es handelt sich um Werke unterschiedlichsten politischen wie literarischen Niveaus, angefangen beim schlichten Traktat, thesenhaften Kampfpoem oder reinen Tendenz- bzw. Propagandaprodukt, endend beim anspruchsvollen Zeiteessay, ergreifenden Problemgedicht oder hochartifiziellen Roman.

Um stellvertretend einige Werke zu nennen: Zu den auch ästhetisch (weitgehend) überzeugenden bzw. innovativen Großtexten gehören etwa Peter Stühls „Elsaß-Trilogie“, Morand Cladens „Désiré Dannacker“, André Weckmanns „Wie die Würfel fallen“, Jean Egens „Les Tilleuls de Lautenbach“ („Die Linden von Lautenbach“), Adrien Fincks „Der Sprachlose“ oder Alfred Guldens „Die Leidinger Hochzeit“. Auch autobiographisch oder romanhaft vermittelte Grenzerfahrungen von Roger Bichelberger, Robert Heitz, Gustav Regler, Oskar Wöhrle, Hermann Wendel, Marie Hart und mit Einschränkung Ernst Moritz Mungenast verdienen Anerkennung. Im lyrischen Bereich finden sich zum Thema ergreifende Gedichte von Konrad Winter oder Jean Louis Kieffer. Von den Werken mittlerer Qualität scheinen mir Liesbet Dills „Der Grenzpfahl“, Polly Maria Höflers „André und Ursula“, dazu manches von Alfred Pellon, Maria Croon, Johannes Kirschweg oder René Bazin erwähnenswert. Reglers „Im Kreuzfeuer“ wiederum zählt zum verbreiteten Genre expliziter Propagandatexte, deren Trivialität in den Saaragitationsromanen von Mia Munier-Wroblewska („Das Kreuz im Warndt“) oder Martin Korbachs „Saarvolk will heim!“ einen traurigen Höhepunkt erreicht.

Natürlich sind solche Klassifikationen stets auch ein wenig subjektiv. Aber um qualitative Auswahl und Wertung geht es ja hier nur am Rande.<sup>1</sup> Gilt das vornehmliche Interesse, das diese Texte zu wecken vermögen, doch ihrem geschichtlichen Informations- und lokalhistorischen Quellenwert. Wer sich einmal in die zahllosen fiktionalen wie programmatischen Stellungnahmen der Zeitgenossen einliest, erfährt nämlich Geschichte aus einer Perspektive persönlicher Interessenlagen in zuweilen unerhörter Plastizität. Das betrifft die spezifischen Umstände und Leiden im Dreiländereck unter den Bedingungen eines die Grenzbevölkerung besonders behelligenden Jahrhundertkonflikts, der in drei mörderischen Kriegen eskalierte und auch nach den jeweiligen Friedensschlüssen (zunächst) nur offene Fragen und Anlässe zu weiteren Streitigkeiten übrigließ.

Die Autoren dieser Memoiren-, Kampf-, Vertriebenen- bzw. Exilliteratur berichten in Dutzenden eindringlicher Szenen von den manchen Generationen sogar mehrfach zugemuteten Sprach- und Nationalitätswechsellern, den daraus folgenden häufig tragischen Konfliktlagen deutsch-französischer Mischfamilien, den zweimaligen Evakuierungen der Saarländer und Elsaß-Lothringer, den Autonomiekonzepten, westlichen oder östlichen Optionen, Abstimmungskämpfen, Ausweisungen, Chauvinismen oder kosmopolitischen Visionen, den (notgeborenen) Opportunismen oder schnoddrigen Selbsthilfen, den starren nationalen Frontstellungen, Rivalitäten oder grenzüberschreitenden Gemeinsamkeiten. Sie illustrieren dabei, warum gerade die Grenze einerseits die leidenschaftlichsten Patrioten und Chauvinisten, andererseits die überzeugtesten Europäer und Vermittler hervorgebracht

hat. Sie verdeutlichen, warum an der Grenze zugleich rigideste nationalistisch-zentralistische Forderungen erhoben wie andererseits ausgeprägteste regionalistische Konzepte entwickelt wurden, die sterile nationalstaatliche Konfrontationen zu unterlaufen suchten.

Solche Leistungen literarischer Veranschaulichung von Alltagsgeschichte lassen sich vielfach belegen, und dies mögen die folgenden Beispiele tun. Sie entstammen meist einer vor Jahren begonnenen Materialsammlung des Saarbrücker „Archivs für die Literaturen der Grenzregionen Saar-Lor-Lux-Elsaß“, die intentionsgemäß einmal als mehrbändiges internationales Publikationsprojekt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll.<sup>2</sup> Die Herkunft der Texte aus deutscher wie französischer Feder gestattet dabei eine vergleichende Betrachtung aus unterschiedlicher Perspektive. Es wäre nämlich fahrlässig, sich hier nur auf Äußerungen einer Seite zu beschränken. Das „audiatur et altera pars“ ist unabdingbare Voraussetzung wirklicher Erkenntnis. Es hilft, politische Interessen und Tendenzen zu ermitteln, die in bestimmten Werturteilen, zuweilen aber bereits im vermeintlich gesicherten Bereich bloßer Fakten verborgen sind. Im übrigen schärft es den Blick für die nationenübergreifende Verbreitung vieler literarischer und politischer Denk- bzw. Schreibmuster.

\*\*\*

Eine Reihe von Texten der sog. Reichslandzeit Elsaß-Lothringens befaßt sich mit den unmittelbaren Auswirkungen des Kriegs für die Grenzbewohner. Geschildert werden neben den Menschen- und Sachverlusten vor allem mentale Reaktionen auf den deutschen Einmarsch (W. Graff; Lienhard 18ff) sowie die emotionale Erschütterung, die besonders die Beschießung Straßburgs hervorrief (Abel 259ff). Zahlreiche frankreichfreundliche Texte gedachten über Jahrzehnte hinaus der seelischen Wunden, die die französische Niederlage einer mitbesiegten und in Folge ihrer bisherigen nationalen Zugehörigkeit entfremdeten Region geschlagen hatte (Barrès, Bazin, Régamey). Auch kommen die konkreten materiellen Folgen einer Option zur Sprache, welche der Frankfurter Frieden den Elsässern und Lothringern eingeräumt hatte (Mungenast: Muzot 60-62; Wendel: Jugenderinnerungen 61; Daudet). Binnen eines Jahres hatten sie nämlich zwischen dem Verbleib unter deutscher Oberherrschaft oder einer Annahme der französischen Staatsangehörigkeit zu wählen. Andere Texte zeigen unterschiedliche Verhaltensweisen der Elsässer und Lothringer gegenüber den erfolgreichen preußischen Eroberern. Sie reichen von schneller Anbiederung über schroffe Verweigerung bis zu Überlegungen, wie man dem Grenzland als ständigem deutsch-französischen Zankapfel künftig mehr Sicherheit gewähren könne (W. Graff).

Nach den literarischen Zeugnissen schwankte die Stimmung der Bevölkerung damals zunächst zwischen kurzfristiger Erwartung auf die Rückkehr französischer Truppen (Stegemann 63, 98) und einer langsamen Desillusionierung, die bald in heimliche Renitenz mündete - das Ganze hinter offiziell-kaiserlicher Fassade (Wöhrle 62f). Chauvinistische Agitation, meist vom französischen Teil Lothringens aus, fand im „Reichsland“ häufig offene Ohren. Darauf deuten einschlägige Spielsachen oder Postkarten hin (W. Graff; Dill, DerTag 78f). Die Saarländerin Liesbet Dill, die damals häufig in Metz weilte, berichtet (besonders zur Zeit europäischer Vorkriegskrisen) von kleinen täglichen Gesinnungskämpfen, angestachelt von Spionen und Agitatoren. Die Kellner hätten nurmehr auf „garçon“ gehört und französische Kunden zuerst bedient (Grenzbilder 8). Von deutscher Seite monierte sie gleichzeitig ein verbreitetes Desinteresse im Reich an Lothringen (7, 9).

Zu den populärsten elsässischen Kritikern der „neuen Herrn“ gehörte Hansi alias Jean Jacques Waltz, der später auch im Weltkrieg zu propagandistischen

„Lorbeeren“ gelangen sollte. Sein literarischer wie zeichnerischer Spott über den Typus des zugewanderten Preußen gipfelte in der Figur des Professors Siegfried Knatschke aus Königsberg, der fehlende Landeskenntnis durch Pedanterie und Patriotismus ersetzt. (Übrigens stammen die meisten Preußen-Karikaturen auffälligerweise aus Königsberg, ein Stadtname, der Einheimischen offenbar als Inbegriff germanischer Zivilisationsferne erschien.)

Zum Stimmungsbild der Zeit zählten heimliche Napoleon-Feiern und „Marseillaise“-Gesänge, dazu symbolträchtige Ausflüge zu Berggipfeln, die einen Blick ins „Gelobte Land“ Frankreich gestatteten (Egen 66-68). Auf indirekten Protest mit dem Stimmzettel verweist Mungenast (Muzot 226), wenn er daran erinnert, daß August Bebel den Wahlkreis von Mühlhausen eroberte und von Straßburg in den Reichstag gewählt wurde. Über die richtige Taktik der Frankophilen gab es offenbar unterschiedliche Auffassungen. René Bazin empfahl in seinem Elsaß-Roman „Les Oberlé“ letztlich Desertion und Exil. Maurice Barrès widerriet zugunsten von Mimikry: „Bleiben Sie ein Kiesel Frankreichs unter dem Stiefel des Eroberers. Ertragen Sie das Unvermeidliche und erhalten Sie das Unsterbliche!“ (Heeresdiensten 263; vgl. Egen 62f). Andere literarische Momentaufnahmen zeigen uns einen schrulligen französischen Assimilationstypus, der überkompensierend seine Brandenburger Herkunft verleugnet (Pellon: Seltsame Menschen 32-37).

Daß Konflikte zwischen Einheimischen und den zugewanderten „Schwoobe“ (Babillotte: Alltag 2ff) auch handgreiflich ausgetragen wurden, ist vielfach verbürgt. Man liest von Wirtshausschlägereien oder gar Messerstechereien, ausgelöst durch antiwelsche Spottlieder oder Konkurrenzen beim Tanz (Lay 206ff; Stegemann 48ff). Auch Studenten mischten bei „preußischen Provokationen“ offenbar tüchtig mit, was - nach Barrès (Heeresdiensten 72ff) - sogar vom Straßburger Universitätsrektor heimlich gebilligt wurde.

Grundsätzlich galten Liebesverhältnisse zwischen Frauen des „Reichslands“ und Deutschen als tabu.<sup>3</sup> Romane wie Bazins „Les Oberlé“ oder Barrès' „Colette Baudoché“ - um nur die bekanntesten zu nennen - empfahlen daher rigoros die Trennung. Deutschfreundliche Romanciers beklagten (nicht immer ganz selbstlos) solche Strenge oder zeigten positive Ausnahmen (Mewis 234-236; Stoiber; Abel 322-324). „Gönnt der Phrase keinen Raum in eurem Leben, Kinder“, heißt es in Ratzels Roman „O Straßburg“ (169), „so manches geliebte Leben zerbricht daran! Das Leben des Einzelnen. Das Glück ganzer Nationen.“ Nun, die Phrasen beherrschten weiterhin das Feld; aber die Gesinnungsfront wurde, wie Arthur Babillotte (Irrfahrten 17f) am Beispiel seiner Mutter belegt, zunehmend erotisch unterminiert. Ihre völlige Auflösung verhinderte dann allerdings der 1. Weltkrieg, der solche emotionalen Bande scheinbar endgültig widerlegte.

Viele Zeugnisse betonen den Einfluß der katholischen Kirche (Ratzel 91f). Er erfolgte nicht zuletzt durch Hauslehrer (Dill: Spionin 14) oder konfessionelle Internate, in denen meist Kindern der alten Oberschicht eine streng frankophile bzw. antipreußische Erziehung zuteil wurde (Cahu/Forest 112; Egen 70ff). Aber auch in staatlichen Schulen formierte sich zuweilen Jugendprotest in Form autonomistischer Sympathien (Stühlen: Eltern 320). Gerade die Schule war nicht selten durch Protest, Abgrenzung und strenge politische Frontlinien innerhalb der Klassen geprägt. Liesbet Dill (Grenzpfahl 63f) und Adrienne Thomas (21f) bestätigen für Lothringen die Existenz zweier weitgehend isolierter sozialer Kreise.

Krisenverschärfend wirkte die politische Brückierung der Elsässer und Lothringer durch Verweigerung voller Reichsrechte bzw. der Autonomie (Mungenast: Muzot 224f, 244f; Stühlen: Eltern 93f), deren Forderung manche deutschfreundlichen

Autoren jedoch als verdeckte Frankreich-Option verdächtigten (Mewis 152f; Stoiber 198-200). Andere sahen das Übel in forcierten Germanisationsbestrebungen (Felden 126; Stühlen: Eltern 361). Ein überlegener Geist wie Flake skizziert dabei bereits 1910 in seinem Aufsatz „Elsässertum“ das Maximum an Patriotismus, das der Staat billigerweise von solchen Regionen zu erwarten habe:

„Was ist das aber eigentlich, *Germanisation*? Welches sind die Merkmale dieses Begriffs? Offenbar weist er Abstufungen auf. Das Mindestmaß besteht darin, daß ein dem Deutschen Reiche einverleibter Stamm bereit ist, politisch und wirtschaftlich weder Sondergelüste zu pflegen, noch etwa gar auf eine gewaltsame Änderung zu hoffen. Solche Hoffnung gab es im Elsaß am Tage nach dem Krieg, und in Romanen über jene Zeit kann man lesen, die Bauern hätten Äcker und Reben nur provisorisch bestellt, da die Schlacht von morgen ja doch die Zerstörung bringen würde - aber das ist ferne, ferne Vergangenheit, und das Elsaß hat sich längst im Deutschen Reiche eingerichtet. [...]

Die Regierung müßte sich mit diesem Stand der Dinge zufrieden geben, sollte man meinen. Denn: was kann sie, was kann der Staat überhaupt von seinen Bürgern mehr verlangen, als die *äußere Loyalität* [...]. Ob ich Bismarck oder Napoleon in mein Zimmer hänge, wen geht es etwas an? Wenn es mir Spaß macht oder wahres Bedürfnis ist, französisch zu sprechen, französische Anschauungen zu lieben, wer darf es mir untersagen? Der Staat? Der Staat ist eine Nützlichkeits-einrichtung, eine Einrichtung der Menschlichkeit, der Zivilisation, aber keine Absolutheit. Wenn er mir während meiner Dienstzeit den Schwur der Treue abnimmt, ist das keine mystische Kommunion, die Blut mit Blut verbindet, sondern eine Maßregel, die er ergreifen *muß*, um sich selbst zu sichern. Dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber alles andere ist ein Überbegriff. [...]

Sehen wir uns nun die Elsässer an und fragen wir ruhig: Warum sollen sie sich in Neigungen, Sprache, Sitten restlos germanisieren? Müssen sie innerlich erst Musterdeutsche geworden sein, bevor sich eine hohe Regierung herabläßt, sie wohlwollend zu behandeln? Sie brauchen so wenig Musterdeutsche zu werden, wie sie Musterfranzosen gewesen sind (das zweite Kaiserreich hatte nicht wenig mit ihnen zu schaffen). Nur: sie haben zweihundert Jahre zu Frankreich gehört, sie haben die Bildung des modernen Geistes, das Erwachen der Industrie, die Schaffung des Bürgertums als Franzosen erlebt, sie haben *Inhalt* bekommen - welcher Unsinn ist es, zu verlangen, daß sie diese zweihundert Jahre lang auf Deutschland warten sollten, auf den Freier, der sie sitzen ließ! [...]

Welche Rückständigkeit und geistige Armseligkeit, den Elsässern die vollen deutschen Rechte erst zu geben, wenn sie völlig germanisiert sind! Germanisation bedeutet im Elsaß nun einmal Preußifizierung, Annahme des ganzen starren, unpersönlichen Geistes des Nordens.“ (Leben 150-153)

Elsaß-Lothringen war nicht zuletzt Spielball strategischer Interessen, und seine Garnisonen gehörten von daher zu den prägenden Faktoren der Region. Das galt besonders für Metz, dessen monströse Überbelegung mit Soldaten den Charakter der Stadt deformierte und zu einem karikaturistischen Schauplatz preußischen Militärzeremoniells werden ließ (Mungenast: Tanzplatz 92f). Wie sehr der soldatische Bereich als Fremdkörper wirkte, geht auch aus Hermann Wendels „Jugenderinnerungen“ hervor (47): „Dass Metz für die Garnison, nicht die Garnison für Metz da war, verleugnete sich nirgends.“ Erschwerend kam hinzu, daß die Stationierung im hiesigen Grenzgebiet offenbar häufig einer Strafversetzung gleichkam (Bilse 257, 260). Wer als Militär z.B. ins „pays welsche“ verschlagen wurde, schrieb Liesbet Dill (DerTag 185), „kam nicht freiwillig her; er kam wie man in die Verbannung geht“. Komfort und Sitten waren andere, was besonders von

den Offiziers- oder Beamtenfrauen als Schock empfunden wurde. Und man lebte bald wie in einer Wagenburg, isoliert von einer Deutschland gegenüber „gleichgültig oder feindlich“ eingestellten Bevölkerung. Vor diesem Hintergrund wird auch die Zabern-Affäre von 1913 verständlicher, die das Verhältnis zwischen Einheimischen und Zugewanderten zusätzlich belastete (Durchfall bes. 63-65: Schickele; Mungenast: Muzot 247f; Stühlen: Eltern 394f).

Metz und der Kaiser - auch zu diesem Stichwort der Grenzproblematik steuerten zahlreiche Autoren Details bei. Zwar hatte Wilhelms II. Entscheidung für die Stadterweiterung gegen den Rat der Militärs dem Monarchen große Sympathien eingebracht, so daß Theodor Leronds hymnische Begrüßung des hohen Herrn in Metz (1899) sogar einem Meinungstrend um die Jahrhundertwende entsprach. Doch solche Stimmungen waren kurzfristig und stets von Polemiken begleitet. Anlaß dazu boten etwa die Figur des Daniel am Metzger Domportal, dem ein byzantinischer Bildhauer Wilhelms Züge verliehen hatte (Thomas 100; Pellon: Garin 160; Kirschweg: Feldwache 310f; Dill: Grenzpfahl 96; Barrès: Préface; Regler: Wiedersehen), sowie des Kaisers an Wagner-Klängen orientierte Autohupe (Thomas 115). Bezeichnend war auch der Streit um eine Verlaine-Gedenktafel, die von den Stadtvätern wegen dessen Spottversen auf Wilhelm II. verweigert wurde (Wendel: Jugenderinnerungen 209-211; Pellon: Garin 223f).

Grenze spiegelte sich in dieser Zeit also grundsätzlich gegensätzlich in den Köpfen: einerseits als Ort der politischen Trennung und der Machtdemonstration (z.B. im „Appel au Soldat“ von Barrès [290f], der die elsäß-lothringische Szenerie als ewiges Aufmarschgebiet gallo-germanischer Interessenkämpfe einschätzte), oder als Demarkationslinie, jenseits deren man unter Lebensgefahr dem deutschen Wehrdienst entkam (Bazin: Die Oberle 288ff), andererseits als Ort der Begegnung, als lästiges bis lächerliches Hindernis für ungehinderten menschlichen Kontakt (Pellon: Garin 227-230), das mit ein wenig gutem Willen selbst zwischen offiziellen Vertretern verschiedener Staaten zum Wohl der Menschen überwunden werden kann. So enthält „André Picards Bekehrung“ von Arthur Babilotte eine geradezu symbolische Szene, in der deutsche und französische Zöllner ihren Tisch so auf der Grenze placieren, daß zwei Beine diesseits, zwei Beine jenseits der Markierung zu stehen kommen. Und dann scherzt einer:

„Prenez garde [...] que vos pieds ne touchent la terre allemande, hélas! Und einer der Deutschen rief: 'Aufgepaßt, Kameraden, det wir unsere verehrten Beene nich int Französ'sche rinhängen!' Dann tranken sie und boten sich Zigaretten an.“ (96)

Daß dies keine allzu realitätsferne Idyllisierung der Verhältnisse vor dem 1. Weltkrieg darstellt, begreift, wer sich über die damaligen Gepflogenheiten informiert. Denn der Grenzverkehr funktionierte vor dem Weltkrieg noch vergleichsweise reibungslos. Ausweispapiere waren weitgehend unüblich und allenfalls bei Offizieren gefragt, Zurückweisungen oder Festnahmen (wie etwa bei der „Affäre Schnæbelé“) eher hochpolitische Ausnahmen. Gelegenheiten zu übernationalen Kontakt waren also stets gegeben, aber auch solche zu Reibereien. Ein differenziertes Bild von ständig wechselnden Stimmungslagen einer Grenzbevölkerung, die eine Art geistiger „Wahlfreiheit“ zwischen zwei rivalisierenden Kulturen besaß, zeichnete Ferdinand Lion. Im Auf und Ab der Sympathien und Antipathien für Deutschland und Frankreich bzw. deren jeweilige Politik erschien ihm das Elsaß als „Seismograph, der auch Fernbeben registrierte“ (343).

Natürlich ist kein von allen getragenes Fazit über das preußische Regiment zu ziehen. Es galt den Sympathisanten Frankreichs als Mittel einer barbarischen Verstümmelung ihres Nationalcharakters (Barrès: Heeresdiensten 19). Nüchterner urteilten deutschsprachige Beobachter wie Ferdinand Lion (348f), Peter Stühlen

(Eltern 323f), der die rein bürokratischen Leistungen lobte, der Verwaltung aber emotionale Defizite anlastete, oder Otto Flake, der in seinem „Abschied vom Elsaß“ (1918) das Deutsche Reich „stark, aber [...] lieblos nannte“:

„Drangen wir auf den Geist, sprach ein deutscher Anwalt von der Straßenreinigung, den prunkenden Bahnhöfen, dem Wasserklosett und dem Telephon, das wir den Elsässern gebracht hätten. [...] Fünfundvierzig Jahre Zeit und unfähig, Neigung zu gewinnen - in einem Land, das so deutsche Anlagen hatte [...]! Aber weil die Liebe fehlte, ist jetzt Erinnerung der Elsässer an die deutsche Herrschaft nur Erinnerung an das Dröhnen des Kommißstiefels, werfen sie sich Frankreich in die Arme, dessen Sprache ihnen Mühe macht, das ihnen nicht erlauben wird, eigenwilliger Stamm mit Zügen zu sein, in denen sich Gottfried von Straßburg, Gailer von Kaysersberg, Martin Schongauer, Johannes Fischart fortgesetzt hätten.“ (171)

Der 1. Weltkrieg stellte die Gesellschaft Elsaß-Lothringens vor eine Zerreißprobe, sinnbildhaft veranschaulicht in Pierre Fritschs Roman „Le Royaume de la Côte“, in dem sich der Held die Hand verstümmelt, um nicht zwischen Preußen und Frankreich wählen zu müssen. Der Kriegeausbruch entzweite Kameradschaften und Schulklassen (Betz 208-211; Thomas 129f). Von patriotischem Kinderstreit und Verdächtigungen eines frankophilen Vaters als Spion berichtete z.B. Polly Maria Höfler (Der Weg 29-34). Weitere Zankäpfel bildeten Militärerlasse, wonach Elsässer aus der Westfront herausgenommen wurden und wegen der Überläufer-Gefahr nicht mehr gemeinsam Posten stehen durften (Mungenast: Muzot 698f). Da sich französische Hoffnungen auf Massendesertionen nicht erfüllten, wirkte dieses Mißtrauen gerade auf assimilierte Reichslandbewohner besonders kränkend, zumal Ungerechtigkeiten im Bereich von Urlaubsgewährung und Beförderung hinzukamen (Ettighoffer: Gespenster 93-96, 104-111).

Und natürlich ergaben sich fürchterliche Gewissenslagen aus dem Umstand, daß sich zuweilen elsäß-lothringische Familienmitglieder in feindlichen Armeen befanden (Hart: Franzosezeit 24ff). In diesem Sinne erschießt sich Morand Cladens Romanheld Désiré Dannacker aus Depression, da er nicht überwinden konnte, daß sein auf französischer Seite aufgebotener Bruder gefallen ist. Schauervarianten solcher Familientragödien bieten Louis d'Hées „Frontière“ oder Jeanne d'Urville „Haine de Race“. In bezug auf die Massenvernichtung gewann besonders der lothringische Schlachtenort Verdun eine symbolische Bedeutung, nicht zuletzt für die künftige Aussöhnung.<sup>4</sup>

Die Folgen des Kriegsausgangs waren für die Grenzgebiete drastisch, zumal auch hier galt, daß es meist nicht die stärksten Charaktere sind, die in solchen Augenblicken triumphieren und von ihnen profitieren. Doch zunächst einmal herrschte unter der Bevölkerungsmehrheit eitel Freude, verbunden mit der Ausgrenzung der Reichsdeutschen. Es gibt zahlreiche Schilderungen von der Ankunft der Franzosen, zahlreiche Darstellungen, in denen preußische Denkmäler gestürzt oder Kaiserstandbilder symbolisch in Ketten gelegt wurden. (Pellon: Garin 265ff; Döblin 294f; Mungenast: Muzot 749ff; Höfler: Der Weg 115ff; Grupe-Lörcher 139ff).

Für Zehntausende von Deutschen - Meissner (296) spricht von 111 000, Mungenast (Muzot 753) sogar von mehr als 250 000 - folgte ein Zwangsabschied aus dem ehemaligen Reichsland. Denn nicht jede Überlebensstrategie war so erfolgreich wie diejenige von Onkel Fuchs in Egens „Linden von Lautenbach“. Durfte doch der deutsch-lothringische Leutnant der Deutschen Armee, der zudem im Krieg das Herz einer Elsässerin aus frankophiler Familie erobert hatte, nach dem Machtwechsel als Förster der Französischen Republik weiter sein (alkoholisches

Un-)Wesen treiben (129-136). Repräsentativer war die Ausweisung deutscher Staatsbürger, vielfach auch ihre finanzielle Ausplünderung (Stühlen: Erbe 9ff) und Abschiebung über die Rheinbrücke von Kehl. Das geschah zumindest anfangs als Spießrutenlaufen durch ein Pöbelspalier des sogenannten „Empfangskomitees“ (Mungenast: Muzot 752f; Döblin 356-360; Höfler: Der Weg 151ff). „War es ein Alb, dies Bild?“, dichtete als geschockter Augenzeuge Ernst Bertram, und sein 1920 veröffentlichtes Gedicht „Rheinbrücke“ endet mit einem Vers, der zwischen Trauer und einer frühen Rachevision schwingt: „Land, du wirst weinen..“ (72)

Die Ausweisungen orientierten sich an Abstammungskriterien gemäß vier Kategorien (Nægelen 40f, 62f; Hart: Franzosezeit 73ff). Kennkarte A, die weitgehend Sicherheit gewährte, erhielten nur Staatsbürger, deren vier Großeltern in Frankreich oder in Elsaß-Lothringen geboren waren. Inhaber der Kennkarte B, die lediglich ein „französisches“ Elternteil oder zwei entsprechende Großeltern aufwies, waren nur fallweise gefährdet, meist durch (zeitweilige) Konfiskationen. Auch erhielten sie bessere Ausreisebedingungen. Praktisch rechtlos waren Besitzer der Kennkarte D, also Personen, die selbst oder deren Vorfahren aus Deutschland stammten. Sie verfielen der Polizeiaufsicht, Briefzensur, Enteignung und Austreibung, die binnen kürzester Frist vonstatten gehen konnte. So begann allerorten eine fieberhafte Suche nach französischen Ahnen. Über Beamte entschieden „Commissions de Triage“, wobei Denunzianten und Konjunkturritter gute Zeiten hatten und sich die Heimkehrer aus Innerfrankreich, die man in ironischem Doppelsinn „Revenants“ (auch: „Gespenster“) nannte, vielfach unrühmlich hervortaten. Über all diese Elendsszenarien gibt es zahlreiche Schilderungen meist betroffener deutscher Autoren (Pellon: Garin 288ff, Seltsame Menschen 63ff; Claden 57ff; Mungenast: Muzot 752f). Am glaubwürdigsten scheint mir ein spätes französisches Zeugnis aus der Feder von André Weckmann:

„1918. Ja, das war was! Zuerst rissen wir die Wilhelmseiche raus und pflanzten eine Freiheitslinde. Dann verkleidete sich der Meyer als Wilhelm Zwo und Wolffer als Kaiserin, wir bastelten einen Affenkäfig, stellten ihn auf einen Pritschenwagen, steckten die Majestäten hinein und führten sie mit Musik und Tralala durchs Dorf. [...]

Nach der Befreiung kam die Säuberung: hinaus mit den Preußen! Der Postmeister ging freiwillig, den Einnehmer mußten wir aus dem Dorf jagen, er wollte partout nicht weg. Der Bahnhofsvorsteher bestieg mit seiner weinenden Familie seinen letzten Zug. Mir zerbrach das Herz: ich hatte mich unsterblich in die Hedwig verliebt. Warum mußte sie jetzt weg? Sie war doch in Ixe aufgewachsen, mit uns zur Schule gegangen, mit uns zur ersten Kommunion und sprach elsässisch wie wir ... Der Schuldirektor, der eine Zettheimerin geheiratet hatte, hätte bleiben dürfen, aber der neue Ixemer Gemeinderat war noch unbarmherziger als die staatliche Aussortierungskommission und bestimmte: Kein Deutscher mehr in Ixe! Ja, so war es, im ganzen Elsaß war es so, alle Deutschen, Halbdeutschen und Deutschgesinnten wurden des Landes verwiesen, unter Schmährufen aus den Dörfern und Städten gejagt, wie Verbrecher über die Rheinbrücke geschafft. Wir waren jetzt französisch, verdamm!

Da fällt mir der alte Lévi ein, Isaacs Babbe. Der stand vor seinem Krämerladen, schüttelte den Kopf und sagte: Jetzt verjagen sie die Deutschen, wann werden sie die Juden verjagen? Ja, das hat er gesagt, der alte Samuel, ich hab's gehört.“ (Würfel 58f)

Solche Sachzusammenhänge zu verdeutlichen, gehört zu den vornehmsten Aufgaben kritischer Grenzliteratur. Den literarischen Quellen nach wurde der Ein-

marsch der Franzosen 1918 mehrheitlich begrüßt. Ebenso verbürgt ist jedoch die große Ernüchterung, als dem Befreiungsjubel einschneidende politische Maßnahmen folgten (Lion 350-355). Dies galt vor allem für die sprachliche Umerziehung nach dem Grundsatz „Cuius regio, eius lingua“. Die „méthode directe“ schrieb eine sofortige Unterrichtung in Französisch vor, was von innerfranzösischen Inspektoren schon nach wenigen Monaten kontrolliert wurde. Die Grotesken, die sich dabei angesichts mangelhafter Sprachkenntnisse vieler Lehrer im Schulalltag vollzogen, sind Gegenstand trefflicher Satiren (Hart: Erinnerungsland 165-169). Die Sache selbst war weniger spaßig und führte im Kern zum neurosefördernden Identitätsverlust einer ganzen Generation, mit Peinlichkeiten von der Schule, über das Berufsleben bis zum Beichtstuhl (Egen 20, 58-61, 94ff, 106-109, 196f, 206-209; Hart: Erinnerungsland 169ff). Die Rigorosität, mit der eine schnelle sprachliche Anpassung vor allem der Jugend durchgesetzt wurde, war nicht zuletzt durch chauvinistische Vorurteile verursacht. Mit welcher verzerrten Vorstellungen die neue französische Elite in die Grenzprovinzen kam, wird mehrfach bezeugt (Dill: Grenzpfahl 252f; Schickele: Blick 195).

Es gab offenbar auch religiöse oder ökonomische Gründe für den Meinungsumschwung: die laizistische Haltung der Französischen Republik (Bazin: Baltus 180ff) oder verändertes Kaufverhalten bzw. verschlechterte Absatzchancen für bestimmte Produkte (Höfler: André 118f; Hart: Erzählungen 15). Zudem haderte man mit dem zögerlichen Wiederaufbau des zerstörten Nordens (Grupe-Lörcher 285f; Dill: Grenzpfahl 51). Eine weitere Quelle des Mißvergnügens war die neue Führungsschicht und damit zugleich die Atmosphäre von Opportunismus und Speichelleckerei, die das staatliche Personalrevirement mit sich brachte. Besonders verdroß viele Elsässer ihre Beaufsichtigung durch sprachunkundige, aber höher bezahlte Südfranzosen (Merckling 122-128), während sie selbst von Strafversetzungen bedroht waren. Der Kosmopolit René Schickele (Blick 193ff) nannte das Elsaß damals eine „Indianerreservation in Europa“, die aufwendige Pariser Personalschübe in Politik und Verwaltung, Ausnahmegesetze oder massive Übergriffe der Polizei ertragen müsse und aus früheren mutigen Frankophilen gegenwärtige Oppositionelle mache. Liesbet Dill (Grenzpfahl 196-199) registrierte als wachsende Bewegung ein „Mécontentement général“, das sich an Ausnahmegesetzen, sprachlicher Dressur, Überfremdung und Bevormundung durch „nouveaux-venus“ entzündete. Sie zitiert einen Aufruf der Straßburger Studenten gegen die Einschränkung gewohnter akademischer Freiheiten. Die „Revenants“ benähmen sich, als müßten sie Frankreichs Mission gegen die Elsaß-Lothringer verteidigen. Und ein weiterer Satz des Manifests liest sich wie ein Vorläufer der Brecht-Pointe zum 17. Juni 1953:

„Sollte es sich zum Beispiel herausstellen, daß gewisse Herren auf die Dauer nicht mit uns harmonieren können, so wäre etwa zu untersuchen, ob nicht die elsäß-lothringische Bevölkerung am besten auswanderte, damit es den Herren hier gefalle.“ (362)

Um die Eindämmung solcher Mißstimmungen ging es letztlich im Colmarer Autonomisten-Prozeß. Denn zurecht wurde wohl von unterschiedlicher Seite versichert (Mungenast: Muzot 828; Wendel: Le Malaise Alsacien), daß die damalige Autonomie-Bewegung im Gegensatz zu den Vorkriegsprotetlern keinen Separatismus angestrebt und die Staatsanwaltschaft daher überreagiert hatte. Und so sehr Hermann Wendel (Colmar) auch davor warnte, das Colmarer Ereignis in Deutschland falsch zu deuten: ein Ruhmesblatt war dieser Prozeß für die französische Justiz und Politik mitnichten. Er wiederhole Zabern, schrieb Fritz Decker 1938 (49f). Und René Schickele sehnte in einem aktuellen Kommentar den glor-



reichen Tag herbei, „an dem die Elsässer nicht mehr als Hochverräter vor das Schwurgericht geschleppt werden, um sich wegen ihrer politischen Auffassungen zu verantworten; wenn sie nicht als Boches hingestellt werden, weil sie die Zweisprachigkeit in Schule und Gericht verlangen“, wenn man ihnen ein Dasein ohne Polizeibesitzung und Briefzensur vergönnt, kurz: ein „Leben ohne Inquisition“ (Leben 1101).

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Verhältnisse an der Saar.<sup>5</sup> Hier traten frühere Anti-Preußen-Gefühle (Mungenast: Tanzplatz 62f, 202, 372; moderat: Kirschweg: Neffe 33-35; Bungert: Bei uns 25-31) durch die französische Besetzung in den Hintergrund. Schon in der Völkerbundszeit formierte sich massiver, auch literarischer Widerstand gegen die Abtrennung vom Deutschen Reich (Knepeck: Sarre 1934; Dill: Grenzbilder, Grenzpfahl), gegen Ausnahmerecht, Ausweisungen, ökonomische Ausbeutung, Domanialschulen und in xenophobem Affekt gegen die sogenannte „Schwarze Gefahr“. Frankophile Publikationen, die etwa vom französischen Charakter der Stadt Saarlouis ausgingen, repräsentierten lediglich Positionen einer kleinen Minderheit (Pierre Gourdon: Johanna Beaumont). Dagegen avancierte das programmatische Kampflied „Deutsch ist die Saar“ des Saarbrücker Lehrers Hanns Maria Lux zur inoffiziellen Landeshymne. Materielle Wünsche und Sorgen verbanden sich dabei mit politischen Forderungen, wie Streiks der Besatzungsjahre exemplarisch belegen (Aragon 341-343).

Solche Stimmungen gipfelten in der Abstimmung vom 13. Januar 1935, die (schon im Vorfeld) eine Massenkongunktur agitatorischen Schrifttums auslöste, darunter von Liesbet Dill „Wir von der Saar“, von Rudolf Molter „Wetterleuchten an der Saar“, von Kirschweg „Der Widerstand beginnt“ oder „Das wachsende Reich“. Die Status-quo-Bewegung konterte z.B. mit Gustav Reglers „Im Kreuzfeuer“ oder Theodor Balks „Hier spricht die Saar“. Eine Besonderheit lag darin, daß sich auch zahlreiche reichsdeutsche Autoren einmischten, sei es daß das Saarland für sie erste Exilstation war und sie hier die Schlacht gegen Hitler schlagen wollten, sei es daß man sich aus traditionellem Patriotismus in dessen Propagandakampagne einbinden ließ.

Für die folgenden Abschnitte der deutsch-französischen Grenzgeschichte können wir uns jetzt kürzer fassen. Denn der politische Mechanismus, auf dessen Erkenntnis die Beschäftigung mit derlei Quellen vor allem abzielt, ist bereits deutlich geworden. Es handelt sich um ein permanentes Verletztwerden und Wieder- verletzen, um Aktion und Reaktion, um eine Unglücksspirale mit ständig schnellerer Drehung, bis dann ab 1955 ein neues Kapitel im deutsch-französischen Verhältnis aufgeschlagen wird. Dies gilt für die jeweiligen nationalen Gesinnungsanpassungen, die Sprachenpolitik, die sozialen oder geschlechtsmäßigen Verhaltensnormen wie die Mentalitätsklischees. Und natürlich entspricht dem auch die jeweilige Rechtslage der Unterworfenen. 1871 galt für französische Optanten in den „Reichslanden“ noch eine einjährige Wahlfrist und die Wahrung des Besitzstands. 1918 war die Abschiebung, häufig binnen 48 Stunden unter gewaltigen Vermögensverlusten mit nur 30 kg Gepäck, die Norm. 1940 im Kampf gegen „welschen Plunder“ spielten Ausweisungen, Exekutionen, Gestapo und KZ eine Hauptrolle. Und auch die Befreiung 1944/45 war gewiß kein direkter Übergang zu rechtsstaatlicher Behandlung von grenzgeschädigten Minderheiten, ein Thema, das übrigens von deutschen Autoren gemieden, von französischen unterbelichtet wird (Ausnahme: Egen, Weckmann). Erst vor diesem Hintergrund wird der gewaltige Fortschritt sichtbar, den das deutsch-französische Verhältnis inzwischen gemacht hat. Und wer jemals aus Enttäuschung über aktuelle Querelen zu genereller

Skepsis neigt, sollte sich aus solchen Entwicklungssprüngen erneute Zuversicht holen.

Zurück zur Chronologie: Auch vom nächsten politischen Großereignis waren die Grenzbewohner besonders betroffen. Denn der 2. Weltkrieg brachte Saarländern, Elsässern und Lothringern durch Evakuierungen großes Leid. Den Widersinn solcher Maßnahmen veranschaulicht Gulden am Beispiel des Grenzdorfs Leidingen, wo sich 1939 die deutschen und französischen Dorfbewohner auf der Straßenn mitte zum Abschied trafen, bevor man sie in die jeweiligen Evakuierungsgebiete dirigierte (Gulden: Nur auf 150f). Von den schwierigen, z.T. entwürdigenden Empfängen in den Aufnahmegebieten berichten Roger Bichelberger (Exodus 94f, 105-107, 118f), Adolphe Thil (75ff) oder Petra Michaely (8ff). Maria Croon (285) verglich die Arbeitskräfterekrutierung im Zusammenhang mit der Flüchtlingsaufnahme recht anschaulich mit einem Sklavenmarkt, und ein gut Teil saarländischen Sonderbewußtseins mag von der damaligen Erfahrung herrühren.

1940 wurde für Elsaß-Lothringen ein weiteres düsteres Kapitel aufgeschlagen. Jean Egen (229ff) sprach von „Schwarzen Jahren“, in denen mit Mitteln des NS-Terrors, der Ausweisung und (sprachlichen) Germanisierung völkische Umerziehung stattfand (Fizaine; Michaely 48f; Wurch 132ff; Ernst-Weiss 7ff, 62f). Besonders verhaßt war die Einführung der Wehrpflicht auch für Elsaß-Lothringer (Weinigel; Weckmann: Würfel 133ff; Wurch 176, 182ff Fritsch: Nos cousins 126ff). Nazistische Autoren wie Ettighoffer triumphierten damals (Heimgefunden; Elsässischer Feldgrauer). Schriftsteller aus den zurückeroberten Gebieten, die sich zwar eine Besserung der Lage für das Deutschtum, aber gewiß keine Volkstumspolitik à la Hitler bzw. Gauleiter Wagner erhofft hatten, befanden sich hingegen in der Sackgasse. Denn für sie hieß es nun (auch publizistisch): „Antreten zum Kotau!“. Einige waren jetzt kurzfristig 'überwältigt', wenngleich zu bedenken ist, daß so manche literarische Ergebenheitsadresse der Wöhrle, Pellon, Reinacher, Claden und Co., die nun z.B. in den „Straßburger Monatsheften“ erschien, wohl zähneknirschend verfaßt worden sein dürfte. Nennenswerter Widerstand der Autoren läßt sich bislang allerdings auch nicht ausmachen. Bestenfalls versteckten Kollaborateure wie etwa Hünenburg alias Spieser gelegentlich kleinere Unbotmäßigkeiten in ihren Texten, die immerhin regionales Eigenbewußtsein verrieten (Die Ehre des Elsasses).

Dem (allmählichen) Zusammenbruch des Dritten Reichs folgten 1944 die zweite Evakuierung (Croon 334ff; Michaely 98f, 116f), dann Libération und Epuration (Ernst-Weiss 70ff; Wurch 198ff; Jacob 81-88, 231-234) bzw. erneute Saar-Besetzung und -Abtrennung. Hierzulande begann die zweite Franzosenzeit (Bastide: La Troisième Personne; Fantaisie passim, bes. 164-169). Zu den eher kuriosen Begebenheiten dieser Zeit, die gleichwohl das kollektive Gedächtnis prägten, zählen vielfältige Schmuggelaktionen nach Trier oder Zweibrücken (Conrath 90ff; Gulden: et es 42, 77-81; Bungert: Sellemols 30-33).

Einschneidender noch empfand man die zweite Saar-Abstimmung 1955, in der nun auch innerhalb der Saarländer eine viel stärkere Meinungsdivergenz auftrat als 20 Jahre zuvor (Stigulinszky; Römbell 358ff). Die Frontstellungen wurden dabei häufig auch von Schriftstellern agitatorisch versimpelt, so als ob es um schroffe Alternativen wie „Landesverrat oder Treue“, „neonazistische Reaktion oder europäische Morgenröte“ gegangen wäre (Regler: Journal 418-20; Reinert: Der Dicke muß weg; Conrath 117ff). Aus der Rückschau von Jahrzehnten wird zumindest deutlich, daß dabei noch über ganz anderes abgestimmt wurde, nicht zuletzt über ein klerikalautokratisches Regiment, das seine vorwärtsweisenden

Ziele mit rückwärtsweisenden Mitteln erreichen wollte (Harig: Wer mit den Wölfen heult). Bester Beleg dafür, daß der Generaltrend der Abstimmung nicht von Ewiggestrigen bestimmt wurde, ist die schnelle Entkrampfung des deutsch-französischen Verhältnisses gerade an der Saar. Gehört doch zum Selbstverständnis des dominierenden saarländischen Autorentyps schon seit Jahrzehnten die Frankophilie, respektive das Bewußtsein von ideellen Brückenbauern.

Auch das Problem „Elsaß/Lothringen“ wurde nach dem 2. Weltkrieg territorial gelöst und zudem durch die europäische Integration emotional entschärft. Die nationale Zugehörigkeit der Provinzen zu Frankreich gehört heute allenthalben zur politischen Selbstverständlichkeit. So bedarf es auch auf seiten französischer Autoren im Gegensatz zu den ersten Jahren nach 1945 keiner Tendenzliteratur mehr, die solches ausdrücklich beteuert. Wenn dennoch ein Nachholbedarf an Normalität besteht, liegt dies vor allem an sprachpolitischen Engherzigkeiten, die mittlerweile von elsässischen und lothringischen Autoren wie Weckmann, Egen, Finck, Winter, Martin Graff, Kieffer oder Schmidhäusler lautstark beklagt werden.<sup>6</sup> Eine Schriftstellergeneration, die ursprünglich aufgrund böser Erfahrungen zwischen 1940 und 1945 die Abgrenzung zu Deutschland meist gebilligt hat, wertet die rigide Verleugnung ihrer Muttersprache inzwischen als identitätsgefährdende Domestizierung oder Dressur (Finck: Der Sprachlose; Weckmann: Amerseidel, in: Finck: Neue Nachrichten 138f).

\*\*\*

Soweit einige atmosphärische Eindrücke und Momentaufnahmen, die den beachtlichen wie zugleich eingeschränkten Quellenwert derartiger Texte veranschaulichen. Eingeschränkt insofern, als natürlich auch die jeweiligen (politischen) Absichten der Verfasser bedacht sein wollen, die zuweilen auf arge Verzeichnungen hinausliefen. Ins Blickfeld geraten damit einige leider allzu verbreitete fragwürdige Tendenzen der Grenzliteratur: nicht zuletzt ihre ideologisch-politische Dienstbarkeit, die viele Texte nur dann genießbar macht, wenn sie aus einer Opferperspektive geschrieben wurden.

Denn für die Mehrheit der Autoren existierte offenbar kein grundsätzliches Grenzproblem, sondern nur ein momentanes, relativ einfach zu lösendes: durch Änderung nämlich der augenblicklichen staatlichen Besitzstände und Anpassung der jeweils opponierenden Bevölkerungsgruppe an das eigene nationale Lager.

Aus der Sicht eines Franzosen oder Frankophilen (wie etwa René Bazin, Maurice Barrès, Hansi oder den Régameys) hieß das schlicht, die zwischen 1871 und 1918 bzw. 1940 und 1945 vorgenommenen Annexionen Elsaß-Lothringens rückgängig zu machen. Aus der Sicht vieler deutscher Autoren hingegen, daß sich die Grenzlandbewohner mit französischen Sympathien eben an die neuen Herrn gewöhnen müßten (Lienhard, Ratzel, Stoiber). Diese Argumentation kehrte sich um, als die „Libération“ 1919 bzw. 1945 die verlorenen „Schwestern Alsace und Lorraine“ wieder mit der französischen Familie vereinigte. Denn nun begründeten französische Autoren den rigorosen Anspruch auf Assimilation, und viele ihrer deutschen Kollegen spekulierten auf eine erneute Grenzrevision (Grupe-Lörcher, Ettighoffer, Uentze).

Ähnlich verlief die ideologische Frontlinie bei zahlreichen Agitationstexten, die sich auf die Saar-Abtrennung von 1919-35 bzw. 1945-55 bezogen. Hier schallte den Franzosen von deutscher Seite auch literarisch ein vielstimmiges „go home“ entgegen (Kirschweg, Lux, Dill), während eine Minderheit französischer oder Frankreich nahestehender Autoren dessen historisches oder zivilisatorisches Recht auf die Saar betonten (Gourdon; Bazin: Baltus 291ff). Die von zahlreichen

Exilanten geprägte, den Status quo favorisierende Abstimmungsliteratur zum 13. Januar 1935 stellt einen Sonderfall dar.

Was ist das Gemeinsame der meisten dieser literarischen Produkte, die wir einmal idealtypisch unter der Bezeichnung „**nationzentrierte Texte**“ zusammenfassen wollen? Ihre Darstellung steht strikt im Dienst des eigenen politischen Standpunkts. Sie untermauern literarisch den jeweiligen nationalen Anspruch auf ein Grenzgebiet, sei es, daß sie, sofern möglich oder opportun, linguistische Argumente anführen, sei es, daß sie durch moralisierende Personenzeichnung, durch negative oder positive Typisierung, Verhaltensweisen zu beeinflussen suchen, sei es, daß sie historische oder kulturelle Umstände popularisierend einbringen. So prallen Schlagworte wie „Kultur“ und „Zivilisation“ aufeinander, das Straßburger Münster wird gegen die Französische Revolution ausgespielt.

Je länger der Betrachtungszeitraum, umso deutlich wird die übernationale Vertauschbarkeit der Argumentationsmuster. Der jeweilige Eroberer preist die kulturellen bzw. zivilisatorischen Segnungen, die vom Unterworfenen durchweg geleugnet werden (exemplarisch: die Äußerungen zur Architektur des Metzzer Bahnhofs<sup>7</sup>). Auf seiten der Macht herrscht jeweils bei Kritik der Bevölkerung Verständnislosigkeit: „Warum liebt sie uns nicht?“ oder „Welche Undankbarkeit!“ sind typische Empfindungen, gepaart mit dem Bewußtsein, unübersehbare zivilisatorische oder freiheitliche Taten vollbracht zu haben (Dill: Wir von 52).

Auch der jeweils Unterdrückte relativiert kaum. Schon Ansätze sind ein Fortschritt, das Fehlen bössartiger Fremdstereotypen fast schon Indiz für ein höheres Niveau der jeweiligen Autoren. Denn die Norm ist eher, daß der Gegner menschlich und kulturell als minderwertig geschildert wird. Tendenziell wird in Texten der jeweils Unterworfenen die Fraternisierung besonders von Frauen mit den neuen Besatzern als Verrat gebrandmarkt. Grundsätzlich ist man um den Nachweis bemüht, daß die Gesinnungsfront den fremden Einflüssen trotzt. Wo dies nicht mehr behauptet werden kann, ächtet man abweichendes Verhalten. Als Fazit läßt sich sagen, daß Autoren dieses Typs, auch wo sie sich kritisch äußern, eigentlich die Grenze akzeptieren. Sie wünschen sie lediglich zu ihren Gunsten verschoben.

Der Umstand, daß die Grenze eigentlich hingenommen wird, begründet den markantesten Unterschied zur insgesamt kleineren Textgruppe, die ein regionales oder europäisches Interesse in den Vordergrund stellt. Nennen wir sie einmal, gleichfalls idealtypisch vereinfachend, „**bevölkerungszentrierte Texte**“, da bei ihnen vor allem der einzelne Mensch bzw. die jeweilige Grenzbevölkerung im Mittelpunkt des Interesses steht. Es geht also um konkrete Alltagsnöte wie zerschnittene Familienbande, Reisehemmnisse, Zollbehinderungen, besondere Angst vor kriegerischen Verwicklungen, Beeinträchtigung gewachsener Wirtschaftsbeziehungen etc. Gilt für national orientierte Texte ausschließlich die staatlich gesetzte Norm, nach der sich die Individuen zu richten haben, schlagen sich die Verfasser der „bevölkerungszentrierten Texte“ bei staatlichen Loyalitätskonflikten auf die Seite der Einzelnen und ihrer grenzüberschreitenden Hoffnungen.

Doch die ideologische Bewertung beider Genres, die ohnehin selten in chemischer Reinheit auftreten, ist ein wenig verzwickter. Denn die nachvollziehbare Empörung über eine Vergewaltigung von Bürgerrechten und -freiheiten kommt zuweilen auch in patriotischen oder gar chauvinistischen Texten zum legitimen Ausdruck. Darf man doch davon ausgehen, daß sämtliche Grenzziehungen gegen den Willen der Bevölkerung oder deren Mehrheit von Übel sind. Insofern gehört Kritik und literarischer Widerstand an den jeweils herrschenden Staaten beinahe zur

schriftstellerischen Pflicht. Verständlich ist auch eine zeitlich begrenzte Abschottung vom Fremdeinfluß, bis die schmerzlichsten Wunden vernarbt sind. Das gilt für Elsaß-Lothringen wie für das Saarland in allen Phasen ihrer Entmündigung. Es gibt nunmal nur einen Königsweg, sich fremdem Einfluß gegenüber aufzuschließen: denjenigen der Freiwilligkeit. Und so tendenziös auch Johannes Kirschwengs Agitationsnovelle von 1934 „Der Widerstand beginnt“ sein mag, in ihrem Schlußdialog zwischen einem Saarbewohner und einem französischen Besatzungsoffizier spiegelt sich eine verständliche Haltung. Die Nachbarschaft zu Lothringen und frühere Kontakte zur Garnison Forbach, heißt es darin, „sind schuld, daß wir soviel von Frankreich wissen und viel von ihm halten. Aber wir wollen das alles vergessen und auslöschen, bis wir wieder Herr in unserem Haus sind und Ihr es als das Unsere respektiert und keinen Versuch mehr macht, es zu einem Anhängsel des Euren zu machen.“ (27)

Wir könnten dem freimütiger zustimmen, wenn bei der jeweiligen (literarischen) Verarbeitung nationaler Schicksalsdaten wie z.B. 1871, 1918/19, 1935, 1940, 1944/45 oder 1955 nicht allzu leicht der weltpolitische Kontext aus den Augen geraten wäre. Denn wer z.B. nach dem Frankfurter Vertrag so bedenkenlos ins anti-preußische Horn stieß, mußte letztlich den 1. Weltkrieg billigend in Kauf nehmen. Und wer 1935 oder 1940 eine Gelegenheit sah, altes Unrecht wieder gutzumachen, mutete seinem Patriotismus zwangsläufig den Nationalsozialismus als Partner zu. Ganz abgesehen davon, daß sich nationale Gebietsansprüche besser übernational aufheben als durch ständige Forderung nach dem früheren Zustand krisenverschärfend reklamieren lassen. Dieser Gratwanderung einer gefährlichen Wahl zwischen zwei Übeln waren viele nicht gewachsen, so daß häufig eine couragierte Vertretung von Unterdrückten schon bald in eine Unterdrückung der früher Privilegierten umschlug. Allzuoft auch wurde aus der kurzfristigen Abwehr einer Fremdbestimmung die Abwehr des Fremden oder Fremdeinflusses überhaupt. Es entstanden mentale Grenzen, die sich zunehmend verfestigten, ihre Eigendynamik entwickelten und sogar staatliche Grenzen überdauerten.

Dies läßt sich an zahlreichen erschreckenden Franzosenstereotypen der Saarabstimmungsliteratur nachweisen, die in der Betonung von Gier, Betrug, Gewalt und parfümierter Lüsternheit geradezu anthropologisch dämonisiert

(geradezu hysterisch: Rupp). Aber natürlich sind solche Mentalitätsbarrieren viel älter, viel grundsätzlich erwartbarer und leider nicht auf Nazi-Autoren beschränkt.

Das gilt exemplarisch für die chauvinistischen Elsässer Jeanne und Frédéric Régamey. Im 1906 erschienenen Roman „Au Service de l'Alsace“ registriert ihr Held anhand von Schädeluntersuchungen aus Krypten seit dem 10. Jahrhundert, daß sich eine signifikante Eigenart des unwandelbar-standhaften keltischen gegenüber den germanischen Schädeln ergeben habe, und zieht daraus seine aktuelle politische Zuversicht. Auch Geologie, dazu Flora und Fauna hielten sich danach offenbar streng an die Rheingrenze und bestätigten angeblich die gallische Zugehörigkeit der Elsässer (99-101). Nun, die hohe Zeit der Schädelmesser sollte erst später kommen. Die gelangten dann zu gegensätzlichen Ergebnissen. Aber das gehört aus der Sicht des Stereotypenforschers zu den eher nebensächlichen Details einer blutigen Grotteske.

Erfreulicher ist, daß sich immer auch wieder Autoren finden, die nicht Abgrenzendes, sondern Verbindendes in der Vordergrund stellen und ihre Regionen damit in besonderer Weise verpflichten. In diesem Sinne verstanden Autoren wie Christian Schmitt oder Bernd Isemann das Elsaß schon früh als Vermittler, das deutsche wie französische Charakterelemente vereinigt (Gruber 78f, 241). Das sich darin äußernde Sonderbewußtsein der Grenze mündet letztlich in europäische

Regionalkonzepte, denen das letzte Wort gelten soll. Sie kennzeichnet besonders, die Interessen aller Seiten zu berücksichtigen, zudem die Bereitschaft, um des Friedens willen nationale Rechtspositionen in Frage zu stellen. Solch pazifistischer Pragmatismus äußert sich z.B. in Wendels „Elegie auf die verlorene Heimat“ (1933). Hierin spricht ohne gebieterische Gebärde „nur ein armer Mensch“, der einen emotionalen Verlust beklagt, aber zugleich feststellt: „ich will das Wort Revanche aus allen Wörterbüchern der Welt gestrichen wissen und mir für immer gegen Annexionen und Re-Annexionen und Re-Re-Annexionen die Ohren verstopfen“ (Walter 199). Lion (357) schrieb bereits 1921: „das Bündnis von Deutschland und Frankreich [...] wäre die Erfüllung des Elsaß.“ Flakes „Abschied vom Elsaß“ (1919) vollzog sich offenbar schon im Weltkrieg als persönliche verstandesmäßige Entscheidung. Er habe damals erkannt, „wie rettungslos verdorben, tragisch zerstampft die Situation war“, und daraus gefolgert: „Man wird nicht Europäer aus Wahl, man wird es aus Not“ (178).

Verstärkt kommen europäische Lösungen im Umfeld des Vertrags von Locarno in Sicht. So beschwört Liesbet Dill in ihrem Roman „Der Grenzpfahl“ die Landesgeschichte Lothringens als Exempel blutiger Tragik und nährt vorsichtige Hoffnung auf Besserung (385). Ihre Heldin kehrt nach Metz zurück und legt dabei im Bewußtsein einer neugefaßten Heimattreue immerhin die deutsche Staatsbürgerschaft ab (383). In Schickeles „Blick auf die Vogesen“ verschmilzt dies Gebirge allegorisch zu einem „jahrtausendealte[n] Katafalk“ und Vermächtnis: „ihr seid der lange stumme Schrei, daß Deutschland und Frankreich in Unfrieden leben, die Totenklage seid ihr über den dauernden Brudermord“ (489). Und eine Rede von 1928 enthält die Mahnung:

„Wer an der Grenze nach Recht ruft, erfährt das Gegenteil. Denn ein guter Patriot ruft nicht nach Recht, sondern er ruft Hurra. [...] Solange wir denken können [...], haben sich an unserer Grenze der Deutsche und der Franzose gemessen, immer auf unsere Kosten. Wir mußten die Schiedsrichter abgeben, und wie wir auch ‚entschieden‘, immer bekamen wir Prügel. Zu Tausenden leben an unserer Grenze Menschen, die vor dem Krieg als Franzosenfreunde galten, und heute gelten sie mit ebensolcher Bestimmtheit als Deutschenfreunde. Des Rätsels Lösung wäre einfach genug: sie sind beides zugleich.“ (Werke 1002f)

Auch in den späten und mittleren 30er Jahren finden sich noch wahrhaft europäische Gedanken. Kirschwengs „Der Besuch aus Lothringen“ steht zwar, wie an kleineren Ideologemen ersichtlich, im propagandistischen Kontext der Saar-Abstimmung, aber die Grundhaltung ist deutlich von grenzüberschreitender Verbundenheit geprägt. Und seine durchgängige Vision friedlicher Wiederherstellung des mittelalterlichen Lotharingen als (halbbewußte) Tarnung für Hitlers Eroberungen auszulegen, wäre gewiß eine Fehlinterpretation. So erstrebt das in „Feldwache der Liebe“ (338-341) erträumte Projekt eines von Deutschen und Franzosen gemeinsam besuchten Theaters oder einer entsprechenden Kirche der Heiligen Oranna mitten auf der Grenze denn auch Annäherung durch menschlichen Kontakt und Gespräch. Abendländisch-christliche Traditionen beschwört Kirschweng wiederum im „Neffen des Marschalls“, wo der Frankenheilige Martin auf lothringischen Bauernpferden nächtens die früheren Grenzen abreitet, die von kleinlichen Nationalismen noch nicht berührt sind (5).

Der 2. Weltkrieg hat viele dieser Ideen zunächst verbannt, aber glücklicherweise nicht auf Dauer desavouiert. Heutige EU-Perspektiven könnten daher wieder so manche Schriftsteller-Anregung einbeziehen, von Jean Egen bis Alfred Gulden, von Lucien Schmidhäusler und Jean-Louis Kieffer bis Adrien Finck oder André Weckmann, dessen „Plädoyer für eine deutsch-französische Bilingua-Zone“ leider

noch immer einer mutigen Umsetzung bedarf. Und um auch ein brandaktuelles Werk anzuführen, sei auf den Roman „Les Alsaciens“ der Franzosen Henri de Turenne und François Ducher verwiesen, der durch die Verfilmung bei „Arte“ ein erfreuliches Medienecho erfahren hat, das hoffentlich auch ein wenig zum vertieften Verständnis der Problematik beiträgt.

Zusammengefaßt erscheint die Grenze in der Literatur vor allem als Zankapfel nationaler Ansprüche, als Anlaß zu Revanchismus und Kriegen, zu Aussiedlungen, Vertreibungen, Beeinflussung und Drangsalierung, zur Oktroyierung neuer Verwaltungen und Sprachdekrete, als Gelegenheit zu nationaler Entscheidung, zu propagandistischer Gleichschaltung, zur mentalen und ideologischen Abschottung, als militärisch bewachtes Schutz- und Bollwerk. Das wird häufig beklagt, manchmal auch gebilligt, wenn die regionalen Interessen kurzfristig mit den nationalen Zielen übereinzustimmen scheinen, zuweilen ausdrücklich verworfen. Dann erscheint die Grenze als menschenverachtendes, Kontakte behinderndes anachronistisches Skandalon, als Ort der Trennung, statt der Begegnung und Überwindung, wie stellvertretend Gustav Regler in einem Romanfragment (Familie Dupont) moniert:

„Grenzen? man kann nicht reisen mit Grenzen; das sind Stacheln unter den Zehennägeln; das sind Verstecke für Mörder; da lauern uns Mörder auf; an Grenzen kochen sie Pulver; da schmieden sie Schwerter; Kriege werden hier ausgebrütet, und Schlimmeres: Furcht und Gehorsam.“

Und eine göttliche Stimme stellt klar:

„Ich habe die Grenzen gemacht, aber nur, damit man sie überschreitet. Sie sind zum Spielen da. Zum kleinen Zaudern; zum Besinnen; als Sprungbretter, nicht als Kerkerwände. Im kleinen Zaudern bin ich; im jubelnden Sprung; in der Vernichtung des Raums. Grenzen sollen an die Unendlichkeit erinnern.“

Dahin ist es noch weit, wenngleich wir inzwischen immerhin die offenen Übergänge erreicht haben. Denn auch wo Grenzpfähle entfernt wurden, pflegt die Grenze in den Köpfen noch Jahrzehnte weiterzuexistieren. Das wissen oder wußten die zuletzt genannten Autoren, und ihre Überzeugungsarbeit (Kraus: Jiwwe un driwwe; Gulden: Die Leidinger Hochzeit) mag zuweilen mit dem Grundgefühl des Sisyphus erfolgt sein. Aber sie wissen zugleich, daß es für solche Anstrengungen keine Alternative gibt, wie es in Guldens „De Grenz“ (Nur auf 152f) so unvergleichlich klarsichtig und poetisch formuliert ist:

„Aam hällen Dach  
metten of da Gass  
han aich de Grenz  
gefon.  
Wat hòtt dii dòò  
valooa?

Enn anna Bild  
om Nummanschild,  
en anna Zait  
de Aua schlet  
em Summa,  
anna Wäata  
anna Naamen  
em Schoolabouch

en de Geschpräächa,  
anna Schdämpeln,  
anna Gäld  
em Pòetmonne  
en de Pabaian,  
anna Gedanken,  
anna Sòrjen,  
anna Frääd  
em Kòpp  
em Häaz ...  
- wää wääß -

Vaan ween Europa!  
Dat es denn Ais!  
Däaa eascht woo dòò  
fäscht drofdreet,  
däaa brächt en!

Un dòch, dòch, dòch!  
En Anfang muß et gen!  
Sonscht fend dii Dommhätt  
kääme Änn!“



**Primärliteratur**

Hans Karl Abel, Die Elsässische Tragödie. Ein Volksroman, Berlin 1911

Louis Aragon, Die Karwoche, München 1961 [frz. EA 1957: La Semaine Sainte]

Arthur Babillotte, Der Alltag. Ein elsässischer Roman. Dresden 1911

- André Picards Bekehrung, Dresden 1914

- Irrfahrten des Lebens und der Liebe, Leipzig 1919

Theodor Balk, Hier spricht die Saar. Ein Land wird interviewt, Zürich 1934

Maurice Barrès, In deutschen Heeresdiensten, Budapest 1907 [frz. EA 1904: Au Service de l'Allemagne]

- Colette Baudoche, Paris 1909

- Préface, in: L'Alsace et la Lorraine, Toulouse/Paris [1917], o.S.

- L'Appel au Soldat, Librairie Générale Française 1975 [EA: Paris 1900]

François-Régis Bastide, La Troisième Personne, Mulhouse 1948

- La Fantaisie du voyageur, Paris 1976

René Bazin, Die Oberle, Leipzig 1904 [frz. EA 1901: Les Oberlé]

- Baltus le Lorrain, Paris 1926

Ernst Bertram, Straßburg. Ein Kreis, Leipzig 1920

Maurice Betz, Rouge et Blanc, Paris 1923

Roger Bichelberger, Ein Exodus oder Manuel der Irre in Gott, Saarbrücken 1987 [frz. EA 1983: Un Exode ordinaire]

- Anioutka, Blieskastel 1996 [frz. EA 1994]

Fritz Oswald Bilse [d.i. Fritz von der Kyrburg], Aus einer kleinen Garnison, Braunschweig 1903

Gerhard Bungert, Sellemols. Geschichten aus dem Saarland, Saarbrücken 1981

- Bei uns dehemm und anderswo, Lebach 1986

Théodore Cahu/Louis Forest, Das Vergessen? Elsass-Lothringen 1877-1900, Berlin/Goslar/Leipzig 1900 [frz. EA 1899: L'oubli?]

Morand Claden, Désiré Dannacker, Leipzig/Straßburg/Zürich 1930

Karl Conrath, Die Saar wie sie lacht, Frankfurt/M. 1977

Maria Croon, Die köstliche Mühsal, Wiebelskirchen o.J. [1960]

Louis d'Hée, Frontière, Paris 1914

Jeanne d'Urville, Haine de Race, Paris 1923

Alphonse Daudet, Die Vision des Richters von Colmar, in: ders., Montagsgeschichten, Frankfurt/M. 1990, 21-26

Fritz Decker, Im Zug des Werdens. Ein Elsaß-Roman, Saverne 1938

Liesbet Dill, Der Tag in Nancy, Stuttgart/Berlin 1914

- Die Spionin, Leipzig 1917

- Lothringische Grenzbilder, Leipzig o.J. [1919]

- Der Grenzpfahl, Berlin/Leipzig 1925

- Wir von der Saar, Stuttgart 1934

Alfred Döblin, November 1918, München 1978, Bd. 1 [EA Amsterdam 1939]

Durchfall in Zabern. Eine Militärdemontage, eingerichtet v. Rainer Nitsche u. Gudrun Fröba, Berlin 1982

Jean Egen, Die Linden von Lautenbach, Reinbek 1986 [frz. EA 1979: Les Tilleuls de Lautenbach]

Agnes Ernst-Weiss, So war es in Lothringen, Frankfurt/M. 1956

P.[aul] C.[oelestin] Ettighoffer, Gespenster am Toten Mann, Gütersloh 1937

- Heimgefunden!, in: Straßburger Monatshefte, Nov. 1940, 184 f.

- Elsässischer Feldgrauer, Straßburg 1942

Emil Felden, Die Sünde wider das Volk, Berlin 1921

Adrien Finck, Nachrichten aus dem Elsass, Hildesheim/New York 1977

- Nachrichten aus dem Elsass 2, Hildesheim/New York 1978

- Der Sprachlose, Kehl/Straßburg/Basel 1985

- Neue Nachrichten aus dem Elsaß, Hildesheim/Zürich/New York 1985

Fernand Fizaine, La Patrie Perdue, Lille 1945

Otto Flake, Ein Leben am Oberrhein, hg. v. Michael Farin, Frankfurt/M. 1986

Hans Franck, Jakob Johannes oder Der Opferweg eines Saardeutschen, Berlin 1934

Pierre Fritsch, Le Royaume de la Côte, Paris [1968/69]

- Nos cousins d'Allemagne (= Une Enfance Lorraine II), Paris 1970

Pierre Gourdon, Johanna Beaumont Sarrelouisienne, Paris 1922

Martin Graff, Mange ta choucroute et tais-toi, Straßburg 1988

Wilhelm Graff, Des Dorfkneben Jugenderinnerungen aus dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 [Urfassung vor dem 1. Weltkrieg, Typoskript in: Archiv für die Literaturen der Grenzregionen Saar-Lor-Lux-Elsaß]

Karl Gruber, Zeitgenössische Dichtung, Straßburg 1905

Erica Grupe-Lörcher, Unter der Trikolore. Aus den letzten Tagen des deutschen Straßburg, Leipzig 1922

Alfred Gulden, et es neme wiit freja wòòà, Saarbrücken 1981

- Nur auf der Grenze bin ich zu Haus, Saarbrücken 1982

- Die Leidinger Hochzeit, München 1984

Hansi [d.i. Jean Jacques Waltz], Professor Knatschke. Des großen deutschen Gelehrten und seiner Tochter ausgewählte Schriften, Mühlhausen i.E. [um 1908]

Ludwig Harig, Wer mit den Wölfen heult, wird Wolf, München 1996

Marie Hart, Elsässische Erzählungen, Berlin/Leipzig 1922

- Erinnerungsland, Berlin-Charlottenburg o. J.

- Ues unsererer Franzosezeit, Berlin o. J.

Robert Heitz, Mon ami Hans, Woerth 1954

Polly Maria Höfler, Der Weg in die Heimat, München 1935

- André und Ursula, Berlin 1937

Marcel Jacob, Garten ohne Zaun, Colmar o.J. [1954]

Jean-Louis Kieffer, Wou de Nitt brellat. Gedichter und Gechichter of Muselfränkisch, Bouzonville 1988

Johannes Kirschweg, Der Besuch aus Lothringen, in: ders., Ges. Werke I, Saarbrücken 1974

- Das wachsende Reich, in: ders., Ges. Werke V, Saarbrücken 1975

- Feldwache der Liebe, in: ders., Ges. Werke V, Saarbrücken 1975

- Der Neffe des Marschalls, in: ders., Ges. Werke VI, Saarbrücken 1980

- Der Widerstand beginnt, in: ders., Ges. Werke XI, Saarbrücken 1986

Paul Knepeck, Sarre 1934, München-Pullach o.J. [1920]

M.[artin] Korbach, Saarvolk will heim!, Königsbrück i. Sa. 1934

Heinrich Kraus, Jiwwe und driwwe [Typoskript SR 1985; UB Saarbrücken]

Max Lay, Stiller Grenzkrieg, Stuttgart/Leipzig/Berlin/Wien 1891

Theodor Lerond, Lieder eines Lothringers, Metz 1900

Friedrich Lienhard, Jugendjahre. Erinnerungen, Stuttgart 1918

Ferdinand Lion, Das Elsaß als Problem, in: Die Neue Rundschau, 32(1921), H. 4, 337-361

Otto Meissner, Straßburg o Straßburg, Eßlingen/München 1986

Charles Merckling, Grenzland-Teufel, Straßburg 1929

Marianne Mewis, Die Grenzware, Berlin 1905

Petra Michaely, Die Wandlung der Karola Martin. Kriegseindrücke eines Mädchens, Saarbrücken o.J. [1984]

Rudolf Molter, Wetterleuchten an der Saar, Berlin 1935

Ernst Moritz Mungenast, Der Zauberer Muzot, Dresden 1939

- Tanzplatz der Winde, Stuttgart 1957

Mia Munier-Wroblewska, Das Kreuz im Warndt, Gütersloh 1934

Marcel Edmond Nægelen, La Conversion de Georges Burckhardt, instituteur alsacien, Straßburg 1922

Alfred Pellon, Seltsame Menschen aus dem Lothringer Land, Frankfurt/M. 1929

- Gozell Garin, Ludwigshafen/Saarbrücken 1942

Christiane Ratzel, O Straßburg ... Roman aus dem modernen Elsaß, Leipzig 1913

Jeanne et Frédéric Régamey, Au Service de l'Alsace, Paris 1913 [EA 1906]

Gustav Regler, Wiedersehen mit meiner Front, in: Berliner Tageblatt 4.1.1933

- Im Kreuzfeuer, Paris 1934 (Werke, Bd. 2, Frankfurt/M. 1994)

- Familie Dupont [unveröfftl. Typoskript (beendet 1950), in: Archiv für die Literaturen der Grenzregionen Saar-Lor-Lux-Elsaß]

- Journal d'Europe, in: Texte und Zeichen, 2 (1956), H. 4, 408-430

- Sohn aus Niemandland, in: Werke, Bd. 6, Frankfurt/M. 1994

Werner Reinert, Der Dicke muß weg. Ein Saarroman, Dillingen 1980

Jules Romains, Les Hommes de Bonne Volonté, Paris 1936

Manfred Römbell, Rotstraßenzeit, Landau 1989

Rupert Rupp, Grenzland im Sturm, Berlin 1935

René Schickele, Blick auf die Vogesen, München 1927  
 - Leben ohne Inquisition, in: Tage-Buch 10(1929), 1100-1105  
 - Werke in drei Bänden, Köln/Berlin 1959, Bd. 3

Friedrich Spieser [Pseud. Friedrich Hünenburg], Die Ehre des Elsasses, in: Straßburger Monatshefte 6/1942, H. 4, 191-212  
 - Tausend Brücken, Straßburg/Stuttgart/Stockholm 1952

Hermann Stegemann, Daniel Junt, Berlin/Leipzig 1925 [EA 1905]

Roland Stigulinszky, Von Spichern bis zur kleinen Wiedervereinigung, Saarbrücken 1995

Georg Stoiber, La France dort, Dresden/Leipzig o.J. [1911]

Peter Stühlen, Eltern und Kinder, Berlin 1935 [Bd. 2 der Elsaß-Trilogie]  
 - Das Erbe, Berlin 1941 [Bd. 3 der Elsaß-Trilogie]

Adolphe Thil, Mit den Toten kann man nicht leben, Blieskastel 1995

Adrienne Thomas, Die Kathrin wird Soldat, Berlin 1930

Henri Turenne/François Ducher, Les Alsaciens ou les deux Mathilde, Straßburg 1996

Herta Uentze, Unter der Trikolore, Dresden 1925

Karl Walter (Hg.), Zwischen Rhein und Mosel. Elsässische und lothringische Dichtung der Gegenwart, Leipzig/Straßburg/Zürich 1933

André Weckmann, Wie die Würfel fallen, Kehl/Straßburg/Basel 1981  
 - Plädoyer für eine deutsch-französische Bilingua-Zone, Straßburg 1991

Léon Weinigel, Malgré nous, Paris 1955

Hermann Wendel, Le Malaise Alsacien, in: Tage-Buch 8(1927), 1991-1999  
 - Colmar, in: Tage-Buch 9(1928), 873-877  
 - Jugenderinnerungen eines Metzgers, Straßburg 1934

Konrad Winter, [exemplar. in: A. Finck, Neue Nachrichten, 147 ff.]

Oskar Wöhrle, Der Baldamus und seine Streiche. Endgültige Fassung, Berlin 1931 (EA 1913)

J.[oseph] Wurch, Grenzlandschicksal des Elsasses, Straßburg 1973

### **Sekundärliteratur**

Günter Scholdt, Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland - Lothringen - Luxemburg - Elsaß seit 1871, Blieskastel 1996  
 - Cuius regio, eius lingua. Literarische Spiegelungen der Sprachenpolitik im deutsch-französischen Grenzraum seit 1871, in: Roland Marti (Hg.), Sprachenpolitik in Grenzregionen, Saarbrücken 1996, 251-272  
 - Die Saarabstimmung 1935 aus der Sicht von Schriftstellern und Publizisten, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend XLV (1997), S. 170-200

- 
1. Da es nicht nur um die Meinung einer geistigen Elite geht, umfaßt die Problemstellung nicht nur qualitative Spitzentexte, sondern gerade auch Massensliteratur, die sich zur Bestimmung von immer wiederkehrenden Argumentations- oder Empfindungsschemata ohnehin besonders eignet. Im übrigen läßt die vorhandene stilistische Qualität eines Autors nicht automatisch auf höhere politische oder moralische Einsicht schließen, wie andererseits eine fortschrittliche politische Perspektive nicht unbedingt literarische Qualität verbürgt. Insofern sind die Differenzen zwischen belletristischer Prominenz und literarischem Fußvolk häufig nur graduelle.
  2. Weitere wichtige Hinweise und Hilfen verdanke ich vor allem Hermann Gätje sowie den ehemaligen Archivmitarbeitern Evelyn Breuer und Bernhard Heinzelmann.
  3. Vgl. Günter Scholdt, *Romeo und Julia oder Liebe als Landesverrat?*, in: ders., *Grenze und Region*, 186-225.
  4. Vgl. Scholdt, *Verdun - ein deutsches Trauma*, in: ders., *Grenze u. Region*, 226-250.
  5. Vgl. zum folgenden Komplex: Scholdt, *Die Saarabstimmung 1935 aus der Sicht von Schriftstellern und Publizisten*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend XLV* (1997), S. 170-200.
  6. Vgl. Scholdt, *Cuius regio, eius lingua*, 262ff.
  7. Eine bemerkenswerte Ausnahme sei immerhin eigens verzeichnet: Jules Romains differenzierende Betrachtung in „*Les Hommes de Bonne Volonté*“ (228).